

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 15

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dass erfreulicherweise diese Einsicht auch bei vielen, vielleicht den meisten unserer Freidenker-Genossen besteht, beweist ein Artikel, den der »Freidenker«, das Organ der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, am 30. Juni 1928 aus der Feder des Genossen Dr. Hs. Wymann veröffentlicht hat und der in den Sätzen gipfelt:

»Die sozialdemokratische Partei will offiziell keine Weltanschauung propagieren, die religiösen, philosophischen oder freidenkerischen Welt- und Lebensanschauungen sind ihr Privatsache, wesentlich ist ihr nur die Gesellschaftsanschauung. Damit hat sich jeder Freidenker abzufinden, wenn's auch schwer fällt. Wir müssen die Programme der Organisationen nehmen, wie sie objektiv sind, nicht wie wir sie subjektiv wünschen. Es ist nicht wahr, was man unter uns oft hört: ein richtiger Sozialdemokrat müsse auch Freidenker sein, oder ein richtiger Freidenker müsse auch Sozialdemokrat sein. Dieser Satz ist, wie ausgeführt, theoretisch falsch und praktisch tausendfach widerlegt. Es gibt Freidenker, die grosse Gegner der Sozialdemokratischen Partei sind, wie auch Religiöse, die gute Sozialdemokraten sind. Jeder gilt der Sozialdemokratischen Partei als guter Genosse, der den politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen dreiteiligen proletarischen Klassenkampf unterstützt, gleichviel ob er daneben an die unbefleckte Empfängnis, an das Nirwana oder das biogenetische Grundgesetz glaubt. Jeder aber, der die Bourgeoisie unterstützt, wenn er auch dabei weder an Gott, noch Teufel, noch Jenseits glaubt, ist ihr Gegner.«

Wir, die wir — obgleich Freidenker — uns frei fühlen von allen Ueberresten einer öden bürgerlich-freisinnigen Kulturkämpferei, begrüßen es überaus, unter den Freidenker-Genossen solches Verständnis für diese Fragen zu finden. Diese Einheit der Auffassung über derartige Fragen innerhalb der Partei kann der Arbeiterbewegung insgesamt nur zum Nutzen gereichen. Die Gehässigkeiten und die Unwahrheiten ultramontaner Zeitungsschreiber dieser letzten Tage aber waren schon am 30. Juni widerlegt durch die Tatsache, dass sogar im Organ der »Freidenker« selber eine derartige Kundgebung veröffentlicht werden konnte wie jene, die wir hier zitiert haben.«

Napoleon I. und seine Beziehungen zur Religion.

(Fortsetzung.)

Napoleon hat in einem gewissen Sinn den Weg für die Geister der herrschenden Schicht des 19. Jahrhunderts vorgezeichnet, indem man an das Dasein Gottes glaubt, auch noch eventuell an die Menschwerdung Christi, aber das konfessionelle Dogma ist rationell überwunden, wobei man aber gerne

bereit ist, ohne Bedenken die Riten im Rahmen des staatlichen und gesellschaftlichen Notwendigen zu übernehmen. Das ist, wir wollen sie nennen, die mittlere Linie der Religion, wie sie heute speziell in katholischen intellektuellen Kreisen Regel und Norm ist. Prägnant drückt sich Napoleon anlässlich der Besprechung der Universitätspläne aus, wenn er sagt (1806): »Man muss es so einrichten, dass die jungen Leute weder zu frömmelnd, noch zu ungläubig werden, sie müssen dem Zustand der Gesellschaft angepasst werden.« So war auch Napoleon selber, wie einer seiner geistlichen Würdenträger sich über ihn äussert: »Napoleon war in Glaubenssachen weder mehr noch weniger, als Soldaten und junge Leute sein müssen, die alle auf diesem Gebiet ungefähr gleich lässig sind.«

Da die Konfession für Napoleon niemals ein seelisches Erlebnis geworden ist, sondern immer nur eine Aeusserlichkeit bedeutet, unterstellt seinem staatsschöpferischen Werke, so wurde der christliche Mythos für ihn auch nur Stoff und Ausdruck seines politischen Werkes. So sind alle seine staatskirchlichen Handlungen: Die Herbeiführung des Konkordates mit allen seinen Folgen, die Gefangensetzung des Papstes, die Einberufung des nationalen Konzils, die Aufhebung der Orden etc. nur Ausdrücke seiner staatlichen Auffassung, niemals aber seiner persönlichen Einstellung zur Religion. Dass dabei oft persönliche Fragen mitunterlaufen sind, bemerkte er in der Regel gar nicht. Ein treffendes Beispiel dafür ist folgender Ausspruch: »Die Mönche bilden die Streitmacht des Papstes, sie anerkennen kein anderes Oberhaupt, als ihn, deshalb sind sie für den Staat gefährlich. Als Staatsmann kann ich mich mit dem Fanatismus des Zölibates nicht befreunden, indem die Kurie dadurch die Kleriker verhinderte, Bürger zu erschaffen und selber Bürger zu werden.« Eine spezielle Abneigung hatte er gegen die Jesuiten, welche einen »Staat im Staate« bilden. Er verfügte, dass er weder in Frankreich, noch in Italien oder anderswo in seinen Staaten die Niederlassung von Jesuiten dulden werde, ja nicht einmal ihr Name sollte mehr ausgesprochen werden. Noch kurz vor seinem Tode auf St. Helena erklärte er sie seiner Umgebung gegenüber als seine unversöhnlichsten Todfeinde. Was die Jesuiten sind, darüber gibt die im Verlag Haupt in Bern kürzlich erschienene Enzyklopädie von Hoensbrock erschöpfenden Aufschluss. Wie wir uns in dem Sonderbundsfeldzuge und wie wir uns heute zu diesen Leuten stellen, darauf will ich nicht weiter eintreten, aber ich glaube, dass die sog. freisinnigen Regierungen und besonders unsere freisinnigen Bundesräte allen Grund dazu hätten, mit Napoleon diese Auffassung zu teilen; denn auch wir können keinen »Staat im Staate« dulden. Interessant ist ferner, dass Napoleon den Katechismus der Kirche entreisst, einen neuen herstellt und der Kurie aufzwingt, in welchem der Wille vorwaltet, die religiösen Bedürfnisse dem Staatsinteresse dienstbar zu machen. Ein Kapitel darin ist von ihm selbst entworfen, es ist das siebente, worin über die Pflichten

Feuilleton.

Dr. Johannes Seitz:

Naturwissenschaftliche Weltanschauung eines Mediziners (1927 Verlag Rascher & Cie., Zürich.)

Es ist der ehrlich gemeinte und ehrlich durchgeführte Versuch eines betagten Mediziners, weltanschaulich mit sich selbst ins Reine zu kommen. Er kennt, wie wir Freidenker auch, nur eine Welt; daher kommt er aus dieser Grundeinstellung heraus zu denselben Ansichten über Religion, Ethik etc. wie wir auch. Das Hauptproblem aller Philosophie, das Bewusstseinsproblem, kennt er, er stellt natürlich, wie wir, das Bewusstsein in die Natur hinein und nicht ausserhalb der Natur. Damit hat er allen idealisierenden Tendenzen und christelnden Absichten den Lebensnerv abgeschnitten. Aus diesen klaren Einsichten heraus rennt er auch genau die Welt der Sachen und Tatsachen vom Bewusstsein über diese Sachen und Tatsachen, eine Trennung, die mancher Philosoph heute noch nicht durchzuführen imstande ist. Einzelne Abschnitte sind reizend geraten, können aber hier des Raumes wegen nicht ausgeführt werden. Der Verfasser versucht es, alle aus den klassischen Sprachen stammenden Termini zu verdeutschen, hat dabei allerdings nicht immer eine glückliche Hand (z. B. Metaphysik, religio sind ungenau wiedergegeben). Nicht einverstanden sind wir mit der p. 162 geäusserten Ansicht, dass schliesslich sich jeder unter der Allmacht vorstellen könne, was er wolle, Kraft, Stoff, oder einen persönlichen Gott. Wir meinen, dass alle diejenigen, die in der Allmacht einen persönlichen Gott sehen, damit die Welt wieder zer-

reissen in zwei Welten, ein Diesseits und ein Jenseits (siehe Barth) und damit der Grundeinsicht des Verfassers widersprechen, der Einsicht nämlich, dass es nur eine Welt gibt. Wer einen methodisch-wissenschaftlichen Monismus vertritt, darf nun auch in diesem Punkt das Denken nicht freigeben, sondern muss es binden im Sinne der philosophischen Voraussetzungen. Ebensovien können wir uns einverstanden erklären mit dem Titel des Buches: »Naturwissenschaftliche Weltanschauung«. Das wäre nur die eine Hälfte des Weltgeschehens ins Auge gefasst, die Hälfte, die sich exakt-wissenschaftlich erfassen und verarbeiten lässt. Da würden unsere Gegner frohlocken und hinweisen auf die ganz andere Struktur des Geisteslebens, das eben mit der Naturwissenschaft nichts zu tun habe. Besser wäre es also gewesen, einen derart umfassenden Ausdruck zu finden, der imstande ist, Natur- und Geisteswissenschaften, Natur- und Geisteswelt zusammenzufassen; so wäre also »naturwissenschaftlich« zu ersetzen vielleicht durch »realistisch« oder »monistisch«. Der Text schliesslich ist derart aphoristisch-abrupt, dass wir befürchten, ein gut Teil der Stosskraft der vertretenen Gedanken gehe verloren. Das ist bedauerlich, denn die Gedanken sind recht gut, auch tapfer und ehrlich vertreten. Trotz diesen einzelnen Feststellungen wünschen wir dem kleinen Werk allen Erfolg. Dr. E. H.

Ueber die Genesis.

Gespräch zwischen Dr. Durisch aus Schaffhausen und Emil Favre, französischer Parlamentarier.

Dr. Durisch: Sie sagten mir soeben, Sie hätten Ihre ganze Ausbildung auf den öffentlichen Lehranstalten Frankreichs empfangen,

der Christen gegen ihre staatlichen Obern gesprochen wird. Napoleon wollte hier die Gehorsamspflicht gegen die ausdrücklich bezeichnete französische Staatsregierung zu einem besonderen kirchlichen Dogma erheben. Er bestimmte, dass seine eigene, namentlich bezeichnete Person als der Gegenstand der Gehorsamspflicht für die Gläubigen in Frankreich an die Spitze dieses Katechismus gestellt wurde. Kaum kann man wohl in schärferer Weise das Glaubensbekenntnis einer staatlichen Schöpfung demselben Staate tributpflichtig machen! Diese Usurpation eines geistigen Machtmittels hat ihre Wurzel nicht im weltpolitischen System des Zeitalters, wie etwa dies im Mittelalter der Fall war, sondern ganz, allein und ausschliesslich in der Person des Kaisers selbst. Er scheute sich durchaus nicht, das äusserlichste und gewaltsamste seiner Machtmittel, die Dogmatisierung seines Staatsbegriffes in kirchlich festgelegter Form als Bindung des Gewissens zu dekreten. Die betreffenden Stellen des Katechismus verdienen es, hier im Wortlaut zitiert zu werden:

Frage: Welches sind die Pflichten der Christen im Hinblick auf die Fürsten, die sie regieren, und welches sind im Besonderen unsere Pflichten gegen Napoleon I., unseren Kaiser?

Antwort: Die Christen schulden den Fürsten, die sie regieren, und wir im Besonderen schulden Napoleon I., unserem Kaiser, Liebe, Ehrerbietung, Gehorsam, Treue, den Dienst im Heere, und die Abgaben, die zur Erhaltung und Verteidigung des Reiches und seines Thrones verordnet sind.

Frage: Gibt es nicht besondere Gründe, die uns noch stärker an Napoleon I., unseren Kaiser, binden müssen?

Antwort: Ja, denn er ist derjenige, den Gott in schwierigen Zeitumständen hat entstehen lassen, um den öffentlichen Gottesdienst und die heilige Religion unserer Väter wieder herzustellen und ihr Schützer zu sein. Er hat durch seine tiefe und tatkräftige Weisheit die öffentliche Ordnung wieder herbeigeführt und aufrechterhalten; er verteidigt mit seinem mächtigen Arm den Staat; er ist durch die Weihe, die er vom Papst, dem Oberhaupt der allgemeinen Kirche, empfangen hat, der Gesalbte des Herren geworden.

Es wird also unverhohlen versucht, der rein persönlichen Militärmarchie Napoleons die Ewigkeitsbasis einer geistlichen Rechtfertigung zu geben, Napoleon als einen neuen Konstantin, als Schirmherrn der göttlichen Ordnung auf Erden aufzustellen. Dabei wird in einer folgenden Frage bei Verfehlungen gegen obige Gebote von Napoleon mit den Strafen ewiger Verdammnis gedroht.

Alles dies tat der Kaiser mit einer wohlervogenen Absicht. Denn er wusste, dass auf dieser Plattform, viel mehr als mit rein staatlichen Anordnungen, das Volk in seinem gemüthlich empfänglichsten Teil beeinflusst werden konnte. Er wusste, dass diese geistliche Vorschrift in viel dauerhafterer, aber auch in viel unauffälligerer Weise die Jugend zu beeinflussen ver-

mochte, als irgend eine Polizeigewalt. So hat er es vorzüglich verstanden, das eigentliche Glaubensgebiet, die persönliche Glaubensbetätigung ganz in die Sphäre seines staatlichen Machtwillens einzubeziehen.

Das Bestreben Napoleons dem Papsttum gegenüber war durchaus, dessen Macht über die Gewissen der Menschen zu brechen. Die staatliche Zusammenfassung aller Untertanen geht ihm über jegliche kirchliche Bekenntnispflicht, und daher ist für ihn die Toleranz eine staatliche Notwendigkeit. »Die Wohltaten der Toleranz«, sagte er einmal, »sind das erste Recht der Menschen, diese ist der oberste Grundsatz des Evangeliums, ist sie doch das erste Kennzeichen der Nächstenliebe. Wenn es eine Epoche gab, wo von falschen christlichen Lehrern die Intoleranz gepredigt wurde, so hatten diese nicht die Interessen des Himmels, sondern die ihres weltlichen Einflusses im Auge. Wenn ein Mönch, ein Theologe, ein Bischof, ein Papst die Intoleranz predigt, so predigt er seine eigene Verdammnis.«

Da der Staat für Napoleon das zulässige Mass von Gewissensfreiheit vertritt, so erfüllt er weit durchgreifender als die Kirche, die Unterordnung des einzelnen Gewissens unter das der Gemeinschaft. Der Glaube des einzelnen Individuums hat seine sichtbare Vertretung in den Priestern, Bischöfen, im Papst, und dagegen machte Napoleon Front. Das bestimmte voll und ganz sein Verhalten im Konkordat. Napoleon wahrte sich das Recht, Bischöfe zu erneuern, und der Papst war verpflichtet, dieselben zu akzeptieren. Der Kaiser nahm für sich das Recht in Anspruch, ein Konzil zusammenzuberufen. Sein Prinzip ist, die kirchliche Verwaltung, entsprechend der kirchlichen Verfassung des Urehrstentums, zu dezentralisieren, d. h. sie vom Papst weg wieder den Bischöfen zu übergeben. Die Korrespondenz zwischen Bischöfen und Papst in kirchlichen Verwaltungssachen, in der Verwaltung der Heilsgüter z. B., war durch staatliche Beamte auszuführen, die Einmischung der Kardinäle wird als eine Staatsstörung abgelehnt. Napoleon möchte in der nationalen Bischofsverfassung eine staatliche, vom Papst unabhängige Organisation geben. Napoleon hatte die Absicht, dem Papst nur soviel von der Kirche zu erhalten, als er, Napoleon, von ihr für den Staat bedurfte und was sie in dieser Beziehung zu leisten gewillt war. Diesem Gedanken lag vielleicht die Idee zu Grunde, eine katholische Nationalkirche für Frankreich und die ihm unterstellten Staaten zu schaffen, deren höchstes Oberhaupt, nennen wir es noch »Papst«, in Paris zu residieren hätte, also der staatlichen Oberaufsicht an zentralster Stelle unterstellt. Vielleicht war dies auch der innerste Grund der Verfügung Napoleons, den Papst in Frankreich gefangen zu halten, und wer weiss, was hätte geschehen können, wenn der Kaiser nicht militärisch durch die Reaktion erledigt worden wäre. Hatte man doch schon in Paris Vorkerkungen getroffen, welche die definitive Uebersiedlung des Papstes von Fontainebleau, wo er gefangen gehalten wurde, nach der Hauptstadt ins Auge fassten.

und dass alle diese Anstalten vollständig religionslos seien. Trotzdem scheinen Sie über ziemlich ausgedehnte religiöse Kenntnisse zu verfügen. Darf ich Sie fragen, wie Sie dazu kamen?

Favre: Ganz einfach durch Debatten innert der Partei oder mit Parteigegnern, im gesellschaftlichen Verkehr, dann auch gelegentlich durch Diskussionen in der Familie. Meine Mutter entstammt einer alten protestantischen Bauernfamilie, was dann und wann Anlass gab zu Rede und Gegenrede, wobei ich mancherlei aufschnappte über die Seltsamkeiten der Religion Calvins.

Dr. Durisch: Kennen Sie die Genesis, haben Sie sie gelesen?

Favre: Zufälligerweise ja. In einem Augenblick der Langeweile habe ich das Zeug gelesen. Altjüdische Literatur; das bare Sägemehl!

Dr. Durisch: Ist es möglich? Sie halten die Genesis für keine inspirierte, heilige Schrift?

Favre: Nicht nur keine inspirierte Schrift, sondern — erlauben Sie, dass ich mich wiederhole — ungeniessbares Sägemehl, Ueberlieferung, altjüdische Legenden, dichterische Erfindung altjüdischer Priester.

Dr. Durisch: Und Sie fürchten nicht, mit Ihrer Auffassung sich die ewige Verdammnis zuzuziehen, mit welcher Sie unsere Theologen bedrohen?

Favre: Welch komische Einfälle Sie haben! Was kümmern mich Ihre Theologen! Was sollte mich veranlassen können, den Behauptungen und Lehren dieser Leute irgendwelche Bedeutung zuzumessen? Sie sind in unserem Lande nicht die Herren des Volkes wie bei Ihnen. Sie können bei uns nicht mehr viel schaden. Man hat sie mit ihren römischen Kollegen im Bogen aus den öffentlichen Lehranstalten hinausliegen lassen. Sie sind darüber wütend und zerknirscht, weil

sie eingestehen müssen, dass sie selber schuld tragen an ihrer strengen Massregelung. Das französische Volk will eben durchaus, dass die öffentlichen Schulen ausschliesslich dem Interesse der Kinder dienen und nicht demjenigen der Theologen. Wo aber der Klerus die Schuljugend nicht mehr vergiften kann, ist es aus mit seiner gefährlichen Allmacht.

Nennen Sie mir übrigens, verehrtester Herr Doktor, die Verdienste dieser anspruchsvollen Herren um die Menschheit. Was haben Ihre Theologen getan zur Förderung der Geisteswissenschaften und der Künste? Sie haben den grossartigen Aufschwung der italienischen Renaissance während anderthalb Jahrhunderten lahmgelegt und in ihren eigenen Ländern alle Lichter ausgelöscht. (Anatole France, le Génie latin.) Sie werden begreifen, dass das alles nicht dazu angetan ist, um ihnen irgendwelches Ansehen ausserhalb ihres Herrschaftsgebietes zu verschaffen.

Ihre Präntation, dass man ihre Lehren als lautere, göttliche Wahrheit unbesehen hinnehme, ist einfach absurd. Mit demselben Rechte könnte ich von Ihren Theologen fordern, dass sie meine Anschauungen über die Bibel als unumstössliches, göttliches Dogma annehmen. Die Annahme Ihrer Theologen kennt wirklich keine Grenzen.

Im übrigen verdienen diese Herren ihren Lebensunterhalt mit der Bibel. Ich nicht. Sie werden daher verstehen, dass meine Einstellung zur Bibel eine ganz andere ist als diejenige Ihrer Theologen. Die Notwendigkeit, einen Fetisch daraus zu machen, besteht für mich nicht.

Dr. Durisch: Angenommen Ihr Standpunkt sei richtig, wonach jedermann das Recht zustehe, eine eigene, unabhängige Meinung über den Wert der Bibel zu haben — Sie wissen doch, dass Calvin solche Eigenmächtigkeit mit dem Tode bestrafte, und dass das Schweizervolk auch heute noch, mit nur unerheblichen Ausnahmen, im Glauben er-

Nicht vergessen wollen wir noch die Haltung Napoleons anlässlich seiner Krönung in der Notre-Dame-Kirche in Paris. Als ihm Kardinal Fink in Vertretung des Papstes die Krone aufsetzen wollte, riss er sie ihm aus der Hand mit den Worten: »Die Krone setze ich mir selber auf.« Damit war der Standpunkt, die Krone steht über dem Altar, ausdrücklich festgelegt und die alte, usurpierte Gewohnheit des Papstes, Kaiser und Könige zu krönen, zum erstenmal und zwar auf gründlichste Weise erledigt worden.

Das Christentum bedeutete für ihn niemals: das Wunder der Fleischwerdung, sondern nichts anderes, als einfach: die soziale Ordnung. Er transferiert dabei das Problem des christlichen Mythos ganz einfach vom Einzelindividuum auf den Menschheitsverband, auf den Staat. Dafür hat ihm selbstverständlich von allen Religionsformen nur der Katholizismus allein die Hand geboten, indem derselbe es ihm ermöglichte, das Gewissen des Einzelnen in der Masse selbst weit über die Grenzen römischer Dogmatik hinaus noch autoritativ zu binden. In seiner Jugendzeit nahm er leidenschaftlich Stellung gegen jede Vergewaltigung der Gewissensfreiheit und bezeichnete jede Beeinträchtigung der Vernunft als eine Gaunerei, einen Betrug. Damals war er eben noch vom »Staate Rousseaus« beherrscht. Das änderte sich aber mit dem Moment, als er den Staat für kein Erzeugnis verstandesmäßiger Uebereinkunft mehr ansah, sondern für eine Schöpfung seiner persönlichen Veranlagung. Jetzt setzte Napoleon an die Stelle der Gewissensfreiheit die Gewissensbindung als Voraussetzung des, d. h. seines Staates. Toleranz duldet er nur in Bezug auf die Wahl und die Ausübung einzelner Religionen, so weit sie sich nicht in den Staat hineinmischen. Niemals hätte er einem päpstlichen Nuntius, zudem noch italienischer Herkunft, gestattet, Politik zu treiben, ein Unterfangen, dem wir in unseren heutigen modernen Staatsformen aus »Toleranz« ruhig zusehen. Als der Vatikan im Konkordat verlangte, dass Napoleon die römischkatholische Konfession zur Staatsreligion machen sollte, lehnte er dies ausdrücklich ab und genehmigte nur die Fassung: »dass die römischkatholische Religion die Religion der grossen Mehrzahl der Franzosen sei.« Er, der die Macht der Kurie nur zu gut kannte, übte über dieselbe eine dauernde Aufsicht durch seine Polizeiorgane aus und verschonte damit auch nicht die Predigten der niedrigsten katholisch-kirchlichen Organe. Da diese Aufsicht bei den Wanderpriestern, oder wie wir heute sagen würden, bei der »inländischen Mission«, erschwert war, verbot er diese kurzerhand. Um überall klare Verhältnisse vor sich zu haben, gestattete er der Kurie nur eine einzige Zeitung, nämlich das offizielle Kirchenblatt, dessen Redaktor zur Ernennung seiner Zustimmung bedurfte. So vermochte er, aus den Priestern, den Schädlingen des modernen Staates, offensichtlich Nutzen für seinen Staat zu ziehen. Die Priester nannte er daher auch scherzweise: »Gendarmerie sacrée«. Dies führte er systematisch durch, und auch die höchsten geistlichen Würdenträger mussten durch einen Eid

sich verpflichten zu Händen des Staates, für dessen Sicherheit unablässig zu wachen und von staatsgefährlichen Umtrieben, die sie erfahren könnten, den staatlichen Behörden sofort Kenntnis zu geben. Der innerste Grund ist, dass er versuchte, die Kirche in Frankreich von ihrer ausserstaatlichen Leitung in Rom unabhängig zu machen, und er äusserte sich auch einmal darüber: »Man wird die Sachen bei uns so einrichten, wie sie sein müssen und auf endgültige Art, als ob es keinen Papst in Rom gäbe.« Aber auch die inneren Gnadenmittel, über welche der Papst verfügt, will er ihm entziehen, indem er sagte: »Da es unser Grundsatz ist, dass die Gnadenweise der Kirche den Gläubigen nur auf dem Weg über die Bischöfe zuteil werden können, so sollen alle, die sich melden, an ihren Bischof gewiesen werden. Ich habe dem Papst und den Kardinälen bedeuten lassen, dass sie sich in nichts hinein zu mischen haben und in keiner Weise die Angelegenheit des Staates stören dürfen.« Dabei wurden die Hirtenbriefe der Bischöfe der Zensur der Präfecten unterstellt. Er stellte fest: »dass die Kurie nicht glauben sollte, die Rechte des Thrones seien weniger geheiligt, als die der Tiara, es hätte Könige gegeben, bevor es Päpste gab.« Ein Papst, der dies negieren sollte, wäre für Napoleon ein Antichrist, der die Welt zerstören wollte. Der Papst beklagte sich auch einmal darüber, dass der Kaiser ihn sogar einen geradezu »Ignoranten in geistlicher Angelegenheit« genannt habe. Die Versuche des Papstes, seine Rechte mit äusseren Machtmitteln, geistlicher oder gar weltlicher Natur, zu verteidigen, werden in den Augen Napoleons zu einer einzigen Keite, nicht etwa staatsverrätherischer, sondern wohlverstandenen schwerster sittlicher Verfehlungen. (Schluss folgt.)

Dr. L. B.

An den Grenzen des Wissens.

(Eine Buchbesprechung.)

In wiederholten zähen und bis über Mitternacht hinaus dauernden Auseinandersetzungen haben wir uns gemessen und haben wir miteinander gerungen, mein wackerer Kollege, der einer stark orthodoxen Ausprägung des evangelischen Glaubens mit inniger Aufrichtigkeit anhängt, und ich, der ich die monistische, universal-wissenschaftliche Auffassung vertritt. Als wir letzten Frühling getrennt wurden, schenkte er mir zum Abschied eben dies Buch, das den Gegenstand unserer heutigen Besprechung darstellt. Gerne habe ich das Werklein durchstudiert, legt es doch einen uns immer und immer wieder entgegengehaltenen Einwand etwas schärfer und ausführlicher dar, den Einwand nämlich, dass das Wissen des Menschen beschränkt sei, und dass darüber hinaus Dinge seien, von denen der gewöhnliche Menschenverstand keine Ahnung habe. So ungefähr ist mir anlässlich einer öffentlichen Versammlung in Zürich von pfarrherrlicher Seite entgegengehalten worden: »Wo

zogen wird, dass der Unglaube Sünde sei — so würde es mich sehr interessieren, die Gründe zu kennen, welche Sie bestimmen, den Offenbarungscharakter der Genesis in Abrede zu stellen.

Favre: Diese Gründe sollen Sie gleich kennen lernen. Indessen werden Sie zugeben müssen, dass man nicht diskutieren kann mit Leuten, denen der Gebrauch der Vernunft verboten worden ist. Verzeihen Sie meinen Freimut, aber diese Frage muss erst abgeklärt sein: Getrauen Sie sich, das gestellte Problem sachlich und vernünftig mit mir zu untersuchen?

Dr. Durisch: Ich glaube, Ihnen die gewünschte Zusicherung bereits gegeben zu haben.

Favre: Sie sagten soeben beiläufig, das Schweizervolk werde im Glauben erzogen, dass der Unglaube Sünde sei. Mit andern Worten — falls ich Ihre Worte richtig interpretiere — wer in Ihrem Lande die Lehren Ihrer Theologen nicht gläubig hinnimmt, wird als Sünder gebrandmarkt. Man wagt es zwar nicht mehr, wie weiland Calvin, für ihn einen Scheiterhaufen zu errichten auf dem Marktplatz, weil man offenbar fürchtet, die Rauchwolken könnten bemerkt werden in Frankreich, in Rom, in Belgrad, in Stambul, in Aegypten, in China und Japan; man fürchtet sich vor der Entrüstung und dem Abscheu, welchen der Scheiterhaufen in diesen Ländern hervorrufen würde. Man stranguliert den Ungläubigen deshalb auf unsichtbare und unfassbare Weise, indem man ihn moralisch boykottiert. Das ist dezent, einverstanden, aber das Resultat für den Betroffenen ist dasselbe.

Ich bitte Sie, lieber Herr Doktor, beantworten Sie sich selber die Frage, ob Lehren, die sich nur unter Zuhilfenahme so verwerflicher Druckmittel über Wasser halten können, wahr und gut sein können? Können Sie glauben, dass für die Richtigkeit dieser Lehren irgend etwas bewiesen sei damit, dass Ihre kantonalen Regierungen noch

heute die Machtmittel besitzen, um dem Volke den Verstand zu vernageln? Denn was anderes ist es, als dem Volke den Verstand vernageln, wenn man es zwangsweise im Glauben erzieht, der sog. Unglaube sei Sünde?

Dr. Durisch: Gewiss ist damit für die Richtigkeit dieser Lehren nichts bewiesen, und ich will auch gerne zugeben, dass diese Lichtscheue auf Andersgläubige einen schlechten Eindruck machen muss. Aber das alles scheint mir noch nicht hinreichend, um Ihr abschätziges Urteil über die Genesis zu rechtfertigen. Denn Ihre bisherigen Ausführungen haben m. E. nur den Wert von Praesomptionen und nicht den eines strikten Beweises.

Favre: Ohne Zweifel. In der Tat liegen denn auch die Gründe zu meinem Urteil über die Genesis in ihr selber. Und da Ihnen so sehr daran gelegen ist, diese Gründe kennen zu lernen, so werde ich sie Ihnen an zwei Beispielen demonstrieren.

Sie dürften sich daran erinnern, dass der anonyme Verfasser der Genesis seine Erzählung mit der Behauptung beginnt: »Am Anfang schuf Javeh das Universum und die Erde.«

Woher wusste er das? War er Zeuge gewesen dieses Vorganges?

Dr. Durisch: Unmöglich; denn er selber verlegt den Geburtsakt Adams und Evas an den Schluss der Schöpfung, und es ist auch ausgeschlossen, dass er das erste Menschenpaar kannte. (Bleibt die Möglichkeit, dass Javeh selbst ihm einst den ganzen Werdegang der Schöpfung erzählte. Freilich ist auch das unwahrscheinlich, weil der Genesisredaktor ein so erstaunliches Ereignis sicherlich nicht verschwiegen hätte in seinen Schriften.)

Da er es leider unterlassen hat, seine Informationsquellen zu erwähnen, so steht sein ganzer Schöpfungsbericht — ich vermag das leider nicht abzuleugnen — in der Luft.

das Wissen aufhört, da fängt das Glauben an.« Dieses Argument findet sich in allen populär-religiösen Traktaten und Vorträgen wieder. Angesichts der grossen Bedeutung dieses Arguments ist es gewiss nicht unangebracht, hier einmal genauer auf die Frage einzugehen, und dazu bietet prächtigen Anlass eben das Büchlein von Prof. Dr. Hamann: »An den Grenzen des Wissens«.

Der Verfasser, 1925 gestorben, ist Naturwissenschaftler gewesen und hat als solcher seinen Mann gestellt. Besonders die Zoologie verdankt ihm einige bedeutende Veröffentlichungen. Er weist nun aus reicher Kenntnis heraus nach, wie gerade auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften die Wissenschaft da und dort stockt und nicht weiter kommt (Lehre vom Licht, Elektrizität, Wärmelehre, Erhaltung und Entwertung der Energie, Gravitation, Gastheorie etc.), dass auch in der Chemie und Biologie die Forschung sowie die Bildung von Theorien vor den letzten Fragen stehen bleibt und stehen bleiben muss. Hamann selbst begnügt sich in seiner Schrift mit diesen Feststellungen und zieht die letzten religiösen Konsequenzen nicht; wohl aber zieht sie dann im Nachwort seine Tochter, wenn sie sagt, dass ihn gerade der Forschergeist »zu der festen Ueberzeugung geführt hat, dass der Mensch nichts wissen kann im letzten, höchsten Sinne (!), dass ein höherer Wille bessere Erkenntnis haben muss, als es mit den begrenzten und unvollkommenen Sinneswerkzeugen des homo sapiens möglich ist. Trotz aller Veränderlichkeit der Wissenschaft kommt der Mensch doch stets zu einer in der Gefühlswelt abgesteckten Grenze, die ihn zum Glauben zwingt«. Das ist der Grundton und Endzweck! Irgendwo hört das Wissen auf, ergo: Glaube! Als Grundstimmung tönt es uns aus M. Claudius' schönem Abendlied entgegen: »Wir armen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel... Gott lass uns Dein Heil schauen, auf nichts Vergängliches trauen...« Bezeichnenderweise ist der Verfasser auch Mitglied des Keppler-Bundes gewesen, der es sich zur Aufgabe macht, Wissen und Glauben mit einander auszusöhnen, und ebenfalls bezeichnend ist es, dass Hamanns »Grenzen des Wissens« in der Bücherreihe »Natur und Bibel« erschienen ist.

Wir haben bei der Besprechung nur eine Sorge: Ob wir der anstürmenden Gedanken und Einwände Herr werden, ob wir sie ordnen und verständlich vorführen können. Versuchen wir es!

Dass die Forschung überall auf Grenzen stösst, ist natürlich eine Binsenwahrheit. Wertvoll ist die gute Zusammenstellung, die Hamann gibt. Nicht richtig dagegen ist die Behauptung, dass deswegen, weil alle Theorien immer wieder schwanken und widerlegt werden, das Zutrauen zum wissenschaftlichen Denken erschüttert wird. Einmal vergehen nicht alle Theorien — einzelne bleiben und halten ihrer Verifizierung an der Realität Stand — und gerade daraus, dass einige Theorien, vielleicht viele, umgestossen werden, um bessern Platz zu machen, muss dem wissenschaftlichen Denken als rein

formal-methodischem Denken grösstes Zutrauen erwachsen und entgegengebracht werden. Die Theorien konvergieren deutlich und zusehends gegen einen einheitlichen Erklärungsgrund hin; was in das einheitliche Weltbild, in den eindeutigen Wissenszusammenhang nicht eingeordnet werden kann, muss eliminiert werden, um bessern Einsichten und Theorien Platz zu machen. Dass einzelne Theorien über Gebühr geschätzt werden, ist der Fehler derer, die sie einschätzen, nicht der Fehler der Theorien selbst. Das Wissensgebäude, erst in den Fundamenten und in den Umrissen fertig, bedarf nun ständigen Ausbaus, im Gegensatz zum Glaubensgebäude, dessen Dogmenbestand bekanntlich tabu ist (oder doch sein möchte, in Wirklichkeit natürlich auch ständiger Aenderung unterliegt). Der Relativismus, zu dem Hamann so gelangen muss, wird nur dem Ueberzeugungsgehalt seiner eigenen Wissenschaftstheorie gefährlich; denn wenn jede Theorie einmal zusammenbricht, so auch seine Theorie vom ewigen Wechsel der Theorien!

Hamann wiederholt unermüdlich, dass Wissenschaft wohl das Atom kenne, die Materie, die Energie, die Wärme, aber doch nicht wisse, nicht begreiflich machen könne, nicht verstehe und nicht erklären könne, was denn eigentlich Energie, Materie etc. ihrem eigensten Wesen nach ist. Nun, da wäre zuerst mit dem Verfasser ein Wörtlein zu reden über die Unterschiede im Bedeutungsgehalt von Erklären, Verstehen, Begreifen und Wissen. Das muss hier leider übergangen werden. Aber die Frage ist erlaubt: Kann man von der Wissenschaft überhaupt verlangen, dass sie die letzten Dinge, aus denen sie alles erklärt, nun ihrerseits auch wieder erklärt aus noch tiefer liegenden Dingen? Dann wären die erstern ja doch nur die vorletzten Dinge. Und wenn auch hier tatsächlich nicht mehr erklärt werden kann, ist damit die Existenz des Atoms (über dessen Modell die Physik sich ruhig weiter streiten kann) die Wirksamkeit der Energie, der Wärme in Frage gestellt? Resultiert aus dem Nichterklärenkönnen die Nichtexistenz all' dieser Dinge? Doch wohl nicht! Und auf deren Existenz und Wirksamkeit kommt es vor allem an. Gegen diese Argumentation dürfte der Verfasser nichts einzuwenden haben, denn p. 65 und 70 wird genau so dargelegt, dass zwar die Planmässigkeit und zweckmässige Selbstregulation der Lebenserscheinungen keiner weiteren Erklärung mehr zugänglich, aber deswegen in ihrer Wirksamkeit und Tatsächlichkeit nicht im Geringsten anzutasten sei.

In den Fragen der Biologie plädiert der Verfasser selbstredend für scharfe Trennung zwischen Anorganischem und Organischem, zwischen Leib und Seele. Wir geben gerne zu, dass hier viele Fragen ungelöst sind, die Problematik wahrscheinlich eine fließende bleiben wird; aber alles, was Psychologie und Naturwissenschaft über die Einheit von Leib und Seele aussagen, mag es noch so unbefriedigend sein, ist doch tausendmal plausibler als die aller Tatsächlichkeit ins Gesicht schlagende Behauptung, dass der Mensch aus zwei total getrennten Einheiten bestehe, aus Leib und Seele. Mögen die Lösungen

Favre: Ausser er hätte ihn nachträglich ergänzt durch einen soliden Indizienbeweis, gegründet auf unumstössliche, jederzeit und von jedermann kontrollierbare Tatsachen. (Georges Clémenceau, au Soir de la Pensée, 1827.) Wo ist dieser Indizienbeweis? Wissen Sie etwas davon?

Dr. Durisch: Ich weiss nichts davon.

Favre: Sie wissen nichts davon? Was bleibt dann übrig von dieser pompösen Schöpfungserzählung?

Dr. Durisch: Belieben Sie selber auf Ihre Frage zu antworten.

Favre: Nichts bleibt davon übrig, als dass der Genesismann ein vulgärer Schwätzer und Charlatan ist. Und zwar qualifizierte sich seine Erzählung auch dann als Quatsch, wenn die modernen Wissenschaftler sie noch nicht hätten widerlegen können, denn alle Schöpfungsgeschichten ohne wissenschaftlichen Indizienbeweis sind gleich wertlos und gehören in die Kategorie der dichterischen, unterhaltenen Literatur.

(Schluss folgt.)

Wer Freiheit und Wahrheit nicht liebt, kann vielleicht ein mächtiger, niemals aber ein grosser Mann sein. *Voltaire.*

* * *

Die Wahrheit verkünden, den Menschen nützliche Vorschläge machen, ist ein sicheres Mittel, verfolgt zu werden. *Voltaire.*

Heilige.

Oft, wenn ein frommer Wundertäter
Verdienstlich für den Glauben ficht,
Passiert es ihm, dass man ihn später
In allem Ernste heilig spricht,
Dann muss er wieder neu beginnen,
An Gottes Glaubensrad zu spinnen.

Zuerst, und zwar vor allen Dingen,
Bekommt er nun den Titel Sankt,
Dann hat er Wunder zu vollbringen,
Dass drob die ganze Erde wankt,
Und schliesslich steht er im Kalender
Als ganz besondrer Segenspender.

Der Eine nennt sich stolz Franziskus,
Der Andere heisst Florian,
Der Eine bettelt für den Fiskus,
Der Andre zündet Häuser an,
Ein Dritter bringt den Kranken Heilung;
Die Wissenschaft nennt's Arbeitsteilung!

So kommt ein jeder Erdenpilger
Zu seinem guten Schutzpatron,
Nur ich hab' keinen Schuldentiger
Als Atheist; das kommt davon,
Und kann ihn auch sehr gut entbehren;
Ich habe Bess'eres zu verehren!

J. Stebler.